

Delikatessen für die Sinne

Band 3

copyright



Jutta Dethlefsen wurde 1946 im Kreis Pinneberg /Schleswig-Holstein geboren.

Sie verbrachte eine von Verzicht gezeichnete Nachkriegszeit.

Sobald sie lesen und schreiben konnte, flüch-

tete sie in die fantastische Welt der Literatur und begann gleichzeitig aufzuschreiben, was sie selbst bewegte.

Die Liebe zum Schreiben ist bis heute geblieben.

Weitere Veröffentlichungen: Delikatessen für die Sinne
Band 1 und Band 2

Jutta Dethlefsen

DELIKATESSEN
FÜR DIE SINNE

Band 3

Kurzgeschichten

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2018

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Pub-
likation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillier-
te bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-411-2

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei Jutta Dethlefsen

Coverfoto © Scott Griessel (Fotolia)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

14,90 Euro (D)

Für meine Tochter Xenia

copyright

copyright

INHALT

Das Rendezvous	9
Blicke zurück	20
Tanzstunde	25
Veilchenduft	30
Blickwinkel.....	40
Die fantastische Reise	46
Mein achtzehnter Geburtstag	54
Gefährliches Spiel.....	59
Spurlos.....	67
Sonderlinge	77
Fredas Rache	80
Von der Fähigkeit, die schönen Seiten des Lebens zu genießen	91
Blondine gesucht	97
Der Kuss des Todes.....	105
Der alte Mann	113
Bewegungslos	121
Apfelfannkuchen	127
An der Grenze	133
Herbst.....	144
Sahnetorte	149
Das Mädchen im Fenster	152
Pädagogisch wertvoll.....	161
Der Tanz der Ballerina.....	171

Vorbei	175
Ich freue mich auf das Leben.....	180
Tango	186
Nur ein Pferdeschwanz	193
Atemstillstand	199
Der Alte und sein bester Freund	203
MühlENZAUBER	210
Ein ganz besonderer Weihnachtswunsch.....	220
Von der Kunst, zu lieben.	225
Auf der Promenade.....	231
Die Lagerarbeiterin	238
Wegerich	247
Märchengeschenke.....	254

Copyright

DAS RENDEZVOUS

Ich stand auf einer der zahlreichen unbenannten Brücken Venedigs. Meine Arme auf das alte Holzgeländer gestützt, ließ ich meinen Blick über die blaugrüne Lagune schweifen.

Vaporettos, die sogenannten Wasserbusse, Wassertaxis und Gondeln passierten mein Blickfeld. Sonnenstrahlen brachen sich im Wasser und bedeckten die Oberfläche mit glitzernden Edelsteinen. Ein Anblick wie aus »Tausend und einer Nacht«. Mein Blick hing wie gefesselt an einer kleinen gegenüberliegenden Insel. In diesem Moment wusste ich, dass ich mich übersetzen lassen musste. Dass mich irgendetwas erwartete, dort auf San Michele.

Die Geschichte dieser kleinen Insel war mir weitgehend bekannt. Napoleon Bonaparte ließ sie als Friedhof anlegen. Und außer Strawinsky, einem Ehrengast Venedigs, durften dort nur Venezianer beigesetzt werden, über hunderttausend waren es inzwischen. Eine kleine Kapelle zierte den Friedhof, eine hohe Steinmauer umgab ihn.

Es war ein faszinierender Anblick, wenn die schwarz-goldenen Trauergondeln mit den prachtvollen, blumengeschmückten Särgen die Lagune passierten und damit Auskunft gaben über unsere Vergänglichkeit.

Wie gelenkt bestieg ich den entsprechenden Wasserbus mit der Haltestelle San Michele. Ich blieb auf dem Deck stehen und sah die Friedhofsinsel näher kommen, die ohnehin nur einige Hundert Meter von Venedig entfernt war. Schon legten wir an. Ein

Steinwurf trennte mich von dem hohen, schmiedeeisernen Friedhofstor. Niemand außer mir war ausgestiegen. Die Sonnenstrahlen standen schon tiefer. Durch das Laubwerk alter, hoher Bäume gefiltert, warfen sie unwirkliche Schattenbilder über den Friedhof. Geckos nutzten die letzten wärmenden Strahlen, verharrten reglos auf der Steinmauer. Bisweilen löste sich ihre Starre und mit erstaunlicher Geschwindigkeit huschten sie ins Gras, wo sich ihre Spur verlor.

Der eiserne Riegel gab knarrend nach. Das Tor quietschte in den verrosteten Angeln. Mein Blick fiel auf die kleine Kapelle inmitten endloser Gräberfelder, Grabmauern und Mausoleen. Da stand sie erhaben wachend über ihre Untertanen. Die meisten Gräber waren mit künstlichen Blumen geschmückt. Eine erbarmungslose Sommersonne erlaubte keine frischen Schnittblumen. Sie würden den Abend nicht erleben. Fast jedes Grab war mit einem Foto oder einem in den Stein gehauenen Porträt versehen.

Ziellos wandte ich mich nach rechts, dann nach links. Vor manchem Grab verweilte ich etwas länger. Die Fotos ließen eine mysteriöse Nähe entstehen. Da ruhte Maria-Antonia, siebzehn Jahre, bestimmt eine Balletttänzerin. Ihre in Metall gegossenen Schläppchen waren auf der Grabplatte befestigt.

Da lag Guiseppa, neunzehn Jahre. Auf dem Foto ein hinreißendes Lachen.

Ein kleines Segelboot aus Plastik, längst verblichen, lag zwischen den künstlichen Chrysanthen. War es ein Segelunfall?

Alte und neue Gräber. Ich verlor mich in manch einem Schicksal, versuchte durch ein paar Daten und schmückende Hinweise, Lebenswege zu erfahren. Viele Steinplatten waren schief und verfallen. Der Friedhof wurde regelmäßig überflutet. Es war gruselig sich vorzustellen, wie die Toten in den häufig überschwemmten Gräbern aussahen.

Die letzten Sonnenstrahlen erreichten meinen Weg, der von hohen Zypressen gesäumt wurde. Niemandem war ich begegnet. Außer dem sanften Schlagen der Wellen der Lagune und dem schläfrigen Gezirpe der Grillen, war kein Geräusch zu vernehmen. Selbst die Vögel hatten, durch den heißen Tag ermüdet, ihren Gesang eingestellt und vorzeitig ein schattiges Plätzchen aufgesucht.

Eine Steinbank lud zum Ausruhen ein. Ich setzte mich. Die Gluthitze schien an Kraft zu verlieren, eine Gräbermauer spendete Schatten.

Wann fuhr eigentlich der letzte Wasserbus zurück nach Venedig? Ein Achselzucken von mir, als hätte mich ein Fremder gefragt, als könnte mich jemand sehen. Dann bückte ich mich, um meinem Rucksack eine Wasserflasche und ein paar Kekse zu entnehmen. Nach fünf Tagen Venedig mit den nie endenden Touristenströmen genoss ich die Stille.

Als ich am Verschluss meines Rucksacks herumnestelte, um die Flasche wieder zu verstauen, fiel ein Schatten auf mich. Die kiesbestreuten Wege waren

lautlos geblieben, hatten keinen weiteren Besucher angekündigt. Langsam hob ich den Kopf und sah in lächelnde braune Augen, das Gesicht umrahmt von Locken gleicher Farbe. Er war ungewöhnlich blass, sehr schlank und groß. Auch war er recht altmodisch und irgendwie unpassend gekleidet. Einsteckschal im blütenweißen Oberhemd, die Hose mit messerscharfen Bügelfalten. Schwarz-weiße Schuhe, so wie Dandys oder Mafiosi im Film sie oft tragen.

»Giacomo de Bernini, ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sagte er mit gestelzter Stimme und reichte mir eine ungewöhnlich kalte Hand.

»Ja doch, ich freue mich auch, Carla Baumann«, stotterte ich seltsam verlegen.

»Mein Gott, was für ein Name für einen so jungen Mann«, dachte ich. »Er ist doch höchstens in meinem Alter, so um die dreißig.«

Zwar ist mein Italienisch recht gut, aber seine Ausdrucksweise irritierte mich.

Dennoch spürte ich plötzlich, wie mein Herz zwei, drei Doppelsprünge machte.

Wenig später wurde die Unterhaltung fließender. Ich fühlte mich inzwischen von ihm und seiner Redeweise direkt angezogen und bemerkte kaum, dass es bereits dunkelte. Wir plauderten über alles, was ich in diesem Urlaub schon erlebt hatte. Er erzählte von seiner Familie in Venedig und von einem längeren Aufenthalt bei Verwandten in Deutschland.

Ich hatte mich sofort in ihn verguckt, wie es mir so zuvor nie passiert war. Schon bald hing ich an seinen

Lippen, um noch mehr über ihn zu erfahren. Er sprach über zwei verheiratete Schwestern, erzählte von seiner früh verstorbenen Mutter und seinem strengen Vater. Giacomo ließ mich gedanklich teilhaben an den Streichen seiner Kindheit und späteren Studentenzeit. Nur, wie und wo er momentan lebte, erwähnte er nicht. Und ich traute mich nicht, ihn zu fragen. Auch antwortete er auf einige Fragen gar nicht, als hätte er sie nicht verstanden. Irgendwie war er ganz anders als andere Männer seines Alters. Eine Aura mystischer Faszination umgab ihn.

Irgendwann habe ich ihn einfach geküsst. Und er erwiderte meinen Kuss leidenschaftlich trotz der Kälte seiner Lippen.

»Der letzte Wasserbus fährt in zehn Minuten, wir müssen uns trennen«, meinte er plötzlich. »Wenn du ihn verpasst, wirst du für immer ruhelos auf der Insel bleiben müssen. Es liegt ein Fluch auf den Gräberfeldern.« Zuletzt war seine Stimme nur noch ein Flüstern.

Ich hatte gar nicht bemerkt, wie rasch die Stunden vergangen waren.

»Und du?«, fragte ich. »Wie kommst denn du von der Insel?«

»Ich werde abgeholt.« Er lächelte, aber seine Augen füllten sich mit Tränen. »Warte, ich möchte dir etwas schenken.« Er hielt mich mit einer eiskalten Hand am Arm fest. Es war ein merkwürdiges, unbekanntes und unbeschreibliches Gefühl, dabei entnahm er seiner Hosentasche ein kleines Amulett, das man mit einer

Kette um den Hals würde tragen können, und gab es mir.

»Danke«, würgte ich aufgeregt hervor. Dann wurde auch ich unendlich traurig. »Wir können uns doch morgen wieder hier treffen«, schlug ich mutig vor.

»Ja«, meinte er nur und presste seine kalten Lippen noch einmal so leidenschaftlich auf meinen Mund, dass ich zu ersticken glaubte. Ein Bluttröpfchen blieb auf meiner Unterlippe zurück.

»Um dieselbe Zeit?« Er nickte und war so schnell verschwunden, dass meine Augen ihm nicht folgen konnten.

Der Wasserbus hatte angelegt. Ich erreichte ihn gerade noch. Wie war ich aufgewühlt! Und so verliebt! Gab es denn noch so etwas? Konnte man sich tatsächlich Hals über Kopf in jemanden verlieben? Das passierte doch nur anderen naiven Leuten oder vielleicht im Film.

Der Wasserbus hielt. Ich eilte zum Hotel. Für heute interessierte mich nichts mehr, Venedig war zusammengeschrumpft auf Giacomo. Weit nach Mitternacht kam ich endlich zur Ruhe.

Viele Stunden des nächsten Tages hatte ich nur mit der Vorfreude auf den Nachmittag zugebracht. Viel zu früh nahm ich den Wasserbus nach San Michele. Und viel zu früh war ich bei unserer Steinbank angekommen. Wieder war es ein heißer Tag. Mückenschwärme hatten sich von der Lagune hierher verirrt, tanzten nach einer imaginären Musik einen wilden, ekstatischen Tanz im flirrenden Sonnenlicht.

Zu hören war nur mein Herzschlag, laut und viel zu schnell, sonst nichts.

Stunden vergingen. Giacomo kam nicht. Ich wurde unendlich traurig. Gerade als ich den Friedhof für den letzten Wasserbus verlassen wollte, sah ich den Stein unter der Bank, Teil einer alten Grabplatte. Er verdeckte einen Zettel. Nur eine winzige Ecke blitzte hervor. Ich zog das Papier vorsichtig heraus und faltete es auseinander. Zu lesen war nur eine venezianische Adresse, geschrieben in einer großen, deutlichen und schwungvollen Handschrift. War der Zettel von Giacomo? Vielleicht war er gar nicht für mich bestimmt? Dennoch nahm ich ihn an mich.

Enttäuscht und traurig kehrte ich nach Venedig zurück. Ich befühlte das Amulett an der silbernen Kette, die ich mir heute Morgen noch dafür gekauft hatte. Zum wiederholten Male versuchte ich, es zu öffnen. Als es endlich gelang, sah ich auf der einen Seite des Amuletts in seine lächelnden Augen, eindeutig ein Foto von Giacomo, auf der anderen Seite ein Frauenporträt. Frisur und Kleidung der Fremden schienen ebenso wie bei Giacomo aus einer anderen Zeit zu sein. Dennoch war eine Ähnlichkeit mit mir unverkennbar. Um den Hals trug die Frau dieses Amulett. Es war also nicht alles nur ein Traum. Ich klappte das Amulett zu und umschloss es fest mit meiner Hand. Aber warum war er nicht gekommen?

Erst am nächsten Tag begab ich mich zu der auf dem Zettel angegebenen Adresse. Eine herrschaftliche

Villa in einem Park, eingezäunt und mit Schließ- und Alarmanlage versehen. Neben dem Tor ein Namensschild: De Bernini, darunter einige Vornamen.

Ich traute meinen Augen kaum, las die Namen wieder und wieder. Hier wohnte also auch Giacomo? Sein Vorname war aber nicht zu finden auf dem Schild.

Ich nahm allen Mut zusammen und läutete. Bestimmt wurde ich durch eine Kamera beobachtet. Aber das Tor sprang auf, ohne dass jemand nach meinem Namen fragte.

Wie in einem Roman aus alten Zeiten kam eine ältere Frau mit weißem Häubchen auf mich zu und fragte nach meinem Anliegen.

»Herrn de Bernini möchte ich bitte sprechen. Es geht um Giacomo.«

Was hatte ich gesagt? Die Frau jedenfalls wurde ganz blass, ließ mich stehen und eilte nickend davon.

Unschlüssig blickte ich mich um. Ich stand auf einer Terrasse, leichter Wind bauschte die Gardinen der offenen Terrassentüren. Ein Blick ins Haus zeigte Geschmack und Wohlstand. Herrliche Gemälde zierten die Wände, die gefliesten Fußböden waren teilweise mit orientalischen Seidenteppichen bedeckt.

Und dann stand er vor mir. Er musste aus dem Park gekommen sein. Groß, dunkelhaarig, unverkennbar die Ähnlichkeit mit Giacomo.

»De Bernini«, stellte er sich vor.

»Clara Baumann«, hauchte ich schüchtern.

Was wollte ich hier eigentlich? Ich fürchtete schon, dass meine Knie ausgerechnet jetzt nachgeben wür-

den. Sekunden später traf mich ein erstaunter und zugleich erschütterter Blick von ihm, der zuvor intensiv auf meine Halskette mit dem Amulett geheftet war.

»Woher haben Sie das?«, keuchte er. »Das ist ein Familienschmuckstück der de Berninis. Unser alter Familienschmuck wurde katalogisiert. Dieses Amulett ist verloren gegangen. Nun reden Sie schon!«

Er bot mir keinen Platz an. Und ich erzählte mit knappen Worten das Geschehene. Herr de Bernini hatte sich in einen Terrassenstuhl fallen lassen. Ich bemerkte, dass er zitterte. Und seine Stimme klang rau und heiser wie ein Tritt auf zerbrochenes Glas, als er sagte: »Giacomo hieß nur mein Urgroßonkel, und der ist schon 1892 gestorben. Es soll Selbstmord gewesen sein, Sie verstehen? Eine unselige Geschichte. Giacomo hatte sich in die falsche Frau verliebt und Sie sehen dieser sehr ähnlich. Es gibt hier auf dem Dachboden ein Gemälde von ihr.« Nahezu flüsternd fuhr er fort: »Die Familie hatte ihn enterbt und aus dem Hause verbannt. Er war mit seiner jungen Frau auf das Festland gezogen, aber Jahre später nach Venedig zurückgekehrt, nachdem seine Frau verstorben war. Gebettelt hatte er bei seiner Familie, um wieder aufgenommen zu werden. Aber der alte de Bernini blieb hart und unbeeindruckt. Daraufhin verdiente sich Giacomo noch eine Weile seinen Lebensunterhalt mit der Anfertigung venezianischer Masken. Er war begabt, hatte ja Kunst studiert. Aber er kam nicht hinweg über den Tod seiner Frau und die Verban-

nung durch seine Familie, dazu falsche Freunde und Alkohol. Irgendwann fischte man ihn aus dem Kanal unter der Seufzerbrücke.

Natürlich ließ die Familie ihn traditionell bestatten. Das geht in Venedig nicht anders. Er war ein de Bernini. – Und Sie sagen, er selbst hat Ihnen das Amulett gegeben? Das ist doch gar nicht möglich, nicht möglich!« Er schüttelte heftig den Kopf. »Würden Sie es mir einmal geben?«

Ich fingerte nervös an dem Verschluss, dann gab ich es ihm.

Er öffnete es und schloss es rasch wieder, stand auf, verließ wortlos die Terrasse, um kurz darauf wieder zu erscheinen. Er hielt ein altes Foto in der Hand »Hier sehen Sie, schon meine Urgroßmutter trug dieses Amulett. Vielleicht gab sie es Giacomo mit, als er das Haus verlassen musste. Es ist sehr wertvoll, aber Giacomo hat es trotz seiner Geldnot offensichtlich nie veräußert. Jedenfalls ist es bis heute niemals wieder aufgetaucht, und nun erzählen Sie mir so etwas.«

Er gab es mir zurück. »Behalten Sie es. Mein Urgroßonkel hat es offensichtlich so gewollt. Dort wo er nun weilt, ist es für ihn nicht von Nutzen. Aber den Zettel mit unserer Adresse, wer hat denn den nur geschrieben?«

Wir schauten uns ratlos an.

Herr de Bernini schlug vor, mit seinem privaten Boot sofort nach San Michele zu fahren. Er wollte mir das Familiengrab der de Berninis zeigen. Ich stimmte zu.

Als wir auf der Insel ankamen, war es schon recht dunkel. Tiefe Regenwolken hingen über uns. Dann fielen die ersten Tropfen, als ob der Himmel zu weinen beginnen wollte. Durch das knarrende Eisentor betraten wir den Friedhof, gingen einen kurzen Weg nach links und standen vor dem Familiengrab der de Berninis, unweit von der Steinbank. Da stand auch sein Name: Giacomo de Bernini. In Stein gemeißelt ziemlich deutlich sein Gesicht, wie ich es kannte.

Schweigend verließen wir San Michele. Schweigend verabschiedete ich mich von Herrn de Bernini. Und am nächsten Tag bin ich abgereist. Das Amulett trage ich noch heute. Und wenn ich sein Bild betrachte, sehe ich ihn vor mir, Giacomo.

Es gibt so viel zwischen Himmel und Erde, was niemand verstehen und erklären kann.

BLICKE ZURÜCK

Ich schließe die Augen und gebe mich Traumbildern hin.

Der Raum ist groß, ist rund und hat viele Fenster. Jedes dieser Fenster sieht anders aus und ist nummeriert. Die Maße, die Formen, die Farben, die Rahmen sind unterschiedlich. Hinter den Fenstern verbirgt sich meine Vergangenheit.

Ich stehe in der Mitte dieses Raumes, gehe auf das Fenster zu mit der Nummer 1, betätige den Riegel und stoße die Flügel weit auf.

Ich sehe mich an meinem ersten Tag in der Mensa der Uni.

Endlich Mittag. Und da steht er. Gleich am ersten Tag begegne ich ihm. Groß und schlank, dunkelhaarig, lässig bekleidet mit Jeans, Shirt und Lederjacke.

Er spürt meinen Blick, erwidert ihn fragend. Scheint amüsiert, hat die Brauen hochgezogen. Seine großen, dunklen Augen verunsichern mich. Er steht wie ich in einer Schlange vor der Essensausgabe, aber in einer anderen Reihe. Es trennt uns höchstens ein Meter. Warum macht er mich so nervös? Was ist es? Ich bin doch kein Teenager mehr. Bin gerade 32 geworden. Späteinsteigerin. Und er? Anfang zwanzig?

Mein Herzschlag gleicht einem Presslufthammer.

Ich erlaube mir keinen weiteren Blick. Flirten ist nicht drin bei dem Altersunterschied.

Als er dann mit seinem beladenen Tablett an mir vorbeigeht, schaut er mich noch einmal an. Sein